

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Donnerstag, 20. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

(12. Fortsetzung.)

Asta war in ein neues Stadium ihres Mutterberufes eingetreten, sie war Schwiegermutter geworden und wurde darob von Karl-Otto weiblich geneckt. Diese neue Würde machte ihr viel Spaß, sie brachte auch Doralies ihrem Herzen näher, und die letzten peinlichen Erinnerungen an Sprottendorf verblaßten. Mit Vergnügen durchmusterte sie ihre großen Leinwandvorräte, und die kleine Braut half ihr dabei und tat was ihr befohlen ward, doch ohne Freude und Wärme. Noch immer stand sie wie verwirrt in der Gegenwart und konnte sich von der Zukunft kein Bild machen. Morgens beim Erwachen war's ihr oft, als habe sie's nur geträumt, daß sie die Braut eines Menschen sei, den sie vor vier Wochen noch gar nicht gekannt hatte. Kam dann Torade, so spürte sie die Wirklichkeit gut genug. Nicht, daß er sie mit heftigen Liebskosen genächt hätte, er war eine vornehme Natur und hielt sich überaus streng in Fucht, aber da war anderes, ein gewisses geistiges Verfallensein, das Doralies empfand, ohne es so recht erklären oder sich dagegen wehren zu können. Die Hände des Bildhauers, der aus dem vorliegenden Material ein Idealbild formen wollte, waren am Werk.

Seitdem Asta einen theologischen Schwiegersohn hatte, fuhr sie jeden Sonntag zur Kirche und es verstand sich von selbst, daß Doralies sie begleitet, den Eindruck aber, den sie dann von ihrem Verlobten empfing — ernst, gemessen, ein wenig streng —, wurde sie die ganze Woche nicht wieder los. Auch wenn er heiter war und von Alltäglichem sprach, sah sie ihn immer im Chorrod und Barrett. Immer hatte sie vor ihm eine unbestimmte Scheu, wie eine Schülerin vor einem anspruchsvollen Lehrer. Gleich zu Anfang erkundigte er sich nach ihrer Lektüre. Du lieber Himmel, in dieser Zeit weltumstürzender Ereignisse und brennender Fragen die Romane des adligen Kleeblattes, oder harmlose Schmöker, die seine Großmutter schon gelesen hatte! Daraufhin brachte er ihr Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“.

„Frage mich immer, wenn dir etwas unklar ist. Das wird mir nie zu viel werden“, sagte er. Aber Doralies erklärte, es sei ihr ganz unmöglich, das dicke Buch zu lesen und wenn sie sich damit vom Schaffot retten könne.

„Ich helfe dir. Man muß nicht so geistig träge sein“, tabelte er, aber sie blieb bei ihrer Weigerung. Sie redeten lange darüber hin und her und schließlich wurde Doralies heftig.

„Ich tu's aber nicht“, rief sie mit dem Fuß aufkämpfend. „Warum hast du dich nicht lieber mit 'ner Gouvernante verlobt? Dann hättest ihr ein Kompagniegeschäft in Bildung machen können.“

Torade sah sie erstaunt und unwillig an. Gewohnt zu herrschen, reizte ihn jede Unbotmäßigkeit, und gerade bei Doralies, dem unbefriedigten Blatt, hätte er sie am wenigsten erwartet. Indessen hielt er an sich, ruckte die Achseln und brach von dem Gegenstand ab, ließ aber gar keinen Zweifel, daß sie ihn erzürnt habe. Zuweisen, in seinen weichen und glücklichen Stunden, sprach er mit ihr von ihrem gemeinsamen künftigen

Leben und von dem Pfarrhaus, in das er sie führen würde. In einer Stadt sollte es stehen, am liebsten in einer recht großen.

„Im engen Kreis einer Landpfarre ist die Gefahr des Verbauerns sehr groß. Ich bin gesund und arbeitslustig und suche ein Feld, auf dem ich meine Kräfte voll entfalten kann. Daher wünsche ich mir das Leben der Großstadt, in dem jede Stunde des Tages andere Pflichten bringt. Die Rolle des „redlichen Pfarrers von Grünau“, der im Schlafrock Familienfeste feiert, liegt mir gar nicht.“

Doralies runzelte die Stirn. „Und was wird aus mir, wenn du in jeder Stunde des Tages andere Pflichten hast?“

„Zunächst die Frau eines Mannes, der — Gott geb's — seinen Mitmenschen nützt, sodann wirst du meine Interessen und meine Arbeit teilen. Ich verlange so gar, daß du sie teilst.“

Er gebrauchte keinen Ausdruck so häufig, als „ich verlange“ und jedesmal mit ganz besonderem Nachdruck.

Allmählich besserte sich Pastor Dennerts Befinden. Noch ging er am Stock, aber zu Beginn des neuen Jahres würde er sein Amt wieder versehen können.

„Man gut, daß wir unseren Alten wiederkriegen“, meinten die Bollinger und Hohenwardener. „Der Junge ist'n Scharfer.“

„Ich werde nun bald diesen Ort, wo ich dich kennen lernte, verlassen müssen“, sagte Torade zu Doralies. „Mir ist zu Neujahr ein Vikariat in einer kleinen Stadt angeboten worden. Dort werde ich sehr fleißig arbeiten, um im Frühling mein Examen zu machen. Wenn der Flieder blüht, komme ich wieder. Dann feiern wir Verlobung und können auch wohl anfangen von der Hochzeit zu reden.“

„So bald schon?“ entfuhr es ihr. „Es ist doch ganz nett, so wie es jetzt ist.“

Er lachte: „Ach, du Kindskopf; wir stehen doch jetzt erst im Vorhof unseres Glückes.“

Sie saßen allein im Wohnzimmer. Karl-Otto war nach einem Rehbod aus, und Asta spielte im Salon ihren geliebten Chopin. Da wallte in Torade etwas auf, das die Dämme seiner bewußten und gewollten Zurückhaltung durchbrach. Er riß Doralies in seine Arme und küßte sie heiß und ungestüm. Seine bisherigen gehaltenen Liebskosen hatte sie ertragen, wie etwas, das so mit dazu gehörte, ohne Freude, aber auch ohne eigentlichen Widerwillen. Diese läche Leidenschaft dagegen war etwas ganz anderes, Erschreckendes. Unwillkürlich stieß sie einen grellen Laut aus. „Gerhard! Nein — Gerhard, so laß doch. Was fällt dir ein?“

Aber er umspannte ihre wehrenden Hände mit seiner Rechten und immer wieder brannte sein Mund auf ihrem Gesicht.

„Gerhard — ich krah' dich. Nein — du sollst nicht —“

Endlich ließ er sie mit sonderbar glänzenden Augen und hastigem Atem, aber sichtlich bemüht, sich wieder in die Gewalt zu bekommen.

„Da siehst du, was du aus deinem Liebsten machst“, lachte er mit erregtem Klang in der Stimme.

Doralies war dem Weinen nahe. Sie war viel zu jung und kindlich, um die Macht zu erkennen und zu würdigen, die selbst einen geachteten, ernsthaften Mann einem kleinen, törichten Mädel in die Hände liefern kann.

„Nun soll ich womöglich gar noch schuld sein“, sagte sie vorwurfsvoll, indem sie an ihrer Bluse herumzupfte und sich mit der Hand über den Mund fuhr. Bisher hatte ihr nur Torades geistige Überlegenheit Unbehagen verursacht, jetzt fürchtete sie sich auch vor dem Alleinsein mit ihm.

„Er soll mich nicht wieder so abknutschen, und mich an sich reißen wie ein Bündel Filzen.“ Gräßlich ist das“, dachte sie zornig.

„Ich hab mich so gefreut, daß gnä' Fräulein auch'n Schatz hat“, bemerkte eines Tages Luise, das Zimmermädchen, die ihrerseits ein zartes Verhältnis mit dem Stellmacher unterhielt, vertraulich. „Das ganze Leben ist nichts wert ohne Schatz. Schatz' ist's bloß, daß gnä' Fräulein ihrer keinen Schnurrbart hat. Ein Ruß ohne Schnurrbart schmeckt wie Milchsuppe ohne Salz.“

„Meinetwegen braucht es überhaupt keine Küsse zu geben, ich mache mir nichts draus“, sagte Doralies offenerzigt in der Erinnerung an die Szene von neulich.

Luise riß die Augen so weit auf, wie sie konnte. „Aber, aber — ist gnä' Fräulein denn gar nicht richtig verliebt?“

„Ich weiß nicht“, sagte Doralies nachdenklich. Mit Gewißheit wußte sie nur, daß des Verlobten bevorstehende Abreise ihr das Herz nicht schwer machte. Eher das Gegenteil. Ganz abgesehen von ihrer Furcht vor einem erneuten Leidenschaftsausbruch, fühlte sie sich ihm gegenüber meistens wie ein Kandidat vor dem Examinator. Immer erhob er Ansprüche, die sie nicht befriedigen, stellte er Fragen, die sie nicht beantworten konnte. Manches liebtes Mal schon, wenn sie seine ernsthaften Augen auf sich geheftet fühlte, hatte sie ja gesagt, wo ein Nein am Platz gewesen wäre, oder umgekehrt, nur um Ruhe zu haben. Allerdings hatte sie sich auch schon unter Fräulein Werneck's Regiment in Ausflüchten und kleinen Klunkereien geübt.

Indessen konnten ihre Gedanken von Luises Frage nicht los. Richtig verliebt? Wie mochte das sein? Ob wohl Gerhard seinerseits richtig verliebt war?

Ganz unvermittelt stellte sie ihm die Frage auf dem letzten Spaziergang, den sie zusammen machten. Es war an einem märchenhaft schönen Wintertag, voller Frische und Freudigkeit, einem Tage, mehr geschaffen zu kameradschaftlich rüstigem Ausschreiten als zu weichem Geständel. Torade lachte: „Wie kommst du auf sowas? Mir scheint da eine kleine Begriffsverwirrung vorzuliegen. Liebe und Verliebtheit ist nicht dasselbe. Liebe ist etwas, das mit uns gehen kann in die Ewigkeit. Verliebtheit ist nur zu oft ein Produkt blinder Torheit, die gar nicht in meiner Natur liegt. Ich habe dich gewählt, weil ich völlig klaren Sinnes überzeugt war, daß du den Frauentyp repräsentierst, der mir zur Ergänzung meines Wesens notwendig ist.“

Er hielt inne, kam sich selber lehrhaft vor und setzte hinzu, indem er ihre Hand küßte: „Natürlich hast du mir es auch sonst angetan. Ich sehe dich immer noch wie du damals ins Zimmer tratest, den Arm voller Blumen.“

Doralies sah vor sich hin. Seine letzten Worte gefielen ihr, und doch fühlte sie sich unbesriedigt. Wäre sie weniger jung und unerfahren gewesen, so hätte sie ihm wohl gesagt, daß die Liebe zu einem „Typ“ doch eine etwas kärgliche Sache sei. So aber wußte sie es nicht in Worte zu fassen.

Am nächsten Tage reiste Torade ab, ohne daß Doralies danach in ihrem Leben eine besondere Leere empfunden hätte. Hof und Park lagen verschneit, die Arbeit ruhte und die Landwirte genossen, wie fleißige Hamster, was sie im Sommer gesammelt hatten. Im Hohenwardener Herrenhaus spielten sich die Tage mit gewohnter Uhrwerkmäßigkeit ab. Man frühstückte um acht Uhr, lunchte um zwölf Uhr, ging spazieren bis um drei, wechselte den Anzug für's Diner und schlug den Rest

des Tages recht und schlecht mit Skat und Whist tot. Zuweilen klingelte um die Teestunde ein Schlitten von irgendwelchem Nachbargut auf den Hof, und die besuchenden Damen baten beim Abschied, Afta möge sich mit Fräulein Kalumeit doch „auch einmal sehen lassen“. Man war plötzlich viel weniger zurückhaltend gegen Doralies, seitdem es sich herumgesprochen hatte, daß sie verlobt sei und über kurz oder lang als „Frau Pastorin“ die Gegend verlassen werde. (Fortsetzung folgt.)

Das Nadelkissen.

Ein Märchen von Gertrud Brehme (Opladen).

Es war einmal ein König, der war ein sehr frommer Mann. Er ging nicht nur selbst jeden Sonntag zum Gottesdienst in die Schloßkirche, sondern er hielt auch darauf, daß sein ganzes Haus und Gesinde sich stets pünktlich dazu einfand, — nicht zuletzt auch seine schöne Tochter Irmelin.

Die hätte wohl die Kirche manchmal gern geschmäht. Junges Volk steht noch zu weit vom Grabesrande, als daß es glauben sollte, das Frommsein schon recht nötig zu haben. Besonders an schönen Sommertagen, wenn die Sonne durch die hohen Kirchenfenster schien und bunte Lichter und Kränze auf die Glase des Predigers warf und dann wohl gar noch von draußen her das Jubeln der Verghen in die frommen Gesänge tönte, — da spürte sie gar große Lust, sich ins blühende Gras zu werfen, anstatt so fein ehrsam in dem geschnittenen Gestülfe zu sitzen. Aller Augen ruhten auf ihr, und das war ihr unheimlich.

„Prinzessin“, sagte eines Tages der Haushofmeister zu ihr, „es ist nicht schicklich, daß Ihr laut gähnt, wenn der Geistliche erklärt, wir wären allesamt arme Sünder und müßten Buße tun. Von so etwas wird das Gesinde angefaßt. Sie haben alle die Schnupftücher gezogen, um ihre geöffneten Mäuler dahinter zu verbergen. Ein Page aber hat sogar vor sich hin gelacht, und ich weiß doch, daß es gerade ihm sehr not tate, Einkehr bei sich selbst zu halten.“ Darauf hatte der Haushofmeister drei Verbeugungen gemacht und war gegangen.

Irmelin aber zog ein Mäulchen, denn sie war eben so trozig und eigenwillig wie schön. Sie setzte sich so heftig auf ihren erhöhten Sessel am Fenster, daß ein schmerzliches Achzen durch die goldenen Löwenleiber ging, die ihn trugen. Dann nahm sie ihre kleine silberne Schere aus dem Nähkörbchen, und aus lauter Wut zerschchnitt sie das purpurne Nadelbuch, das ihr der König zum Namenstage geschenkt hatte, in viele kleine Stückchen. „Das Nadelbuch ist so gewöhnlich“, sagte sie dabei vor sich hin. „Die Tochter des Haushofmeisters hat das gleiche, — eine Prinzessin aber soll alles feiner und schöner haben als ihre Untertanen. Meine Base, die Prinzessin von Pfefferland, hat ein Kissen, in das sie ihre Nadeln hineinsteckt. Es ist eine Sonnenblume aus Sammet, mit Daunen gestopft, und hat zehn Taler gekostet. Ich möchte auch ein Nadelkissen!“

Und sie begann bitterlich zu weinen. „Ich möchte auch ein Nadelkissen“, seufzte sie immer wieder, und sie war so vertieft in ihren Schmerz, daß sie den Pagen nicht bemerkte, der am Tür hereingekommen war.

Er war vom Könige geschickt, um Irmelin zu fragen, ob sie ihres Vaters Tabakdose nicht gesehen habe. Aber als er die Prinzessin so traurig fand, das süße Gesichtchen in beiden Händen vergraben, da dauerte sie ihn gar sehr, und er legte die Hand ans Ohr, um zu verstehen, was sie vor sich hinfasste. „Ich will auch ein Nadelkissen“, tönte es aus dem goldenen Thronessel, „aber es muß noch schöner und kostbarer sein, als die samene Sonnenblume der Prinzessin von Pfefferland!“

Der Page stand noch ein Weilchen. Seine Blicke küßten ihr schwarzes Gelock und die winzigen Rüsse in den goldblütigen Pantöffelchen. Dann ging er ganz leise wieder aus dem Saal und zum Könige.

„Majestät“, sagte er und beugte das rechte Knie zur Erde. „hochdero Tochter haben die Dose nicht gesehen.“ — Sie wird sie wohl auch wirklich nicht gesehen haben, dachte er dabei, also ist es keine Lüge — und wenn auch — für sie kann ich schon einmal sündigen! Dabei vergah er ganz, daß er immer noch auf einem Knie ruhte und der König ihn schon zweimal gewinkt hatte, er solle sich erheben.

Blöcklich sprang er auf und lief hinaus.

Die Majestät schüttelte den Kopf. Draußen im Schloßpark setzte sich der blonde Bursche auf eine Marmorbank, die zwischen Rosenbecken stand. Er spielte mit seinem Dolche, und dabei dachte er an die schwarzen Locken und die kleinen Rüsse Irmelins.

„Ein Nadelkissen muß sie haben“, sagte er auf einmal

ganz laut, „schöner und kostbarer als das der Prinzessin von Pfefferland.“

Und es kam ihm ein Gedanke: er zog seinen Dolch aus der Scheide und schnitt sich die Brust auf. Das tat zwar sehr weh, aber er dachte an Irnelin und verbiß den Schmerz. Nun nahm er aus der Brust ein Etwas heraus, das glühte hellrot, viel leuchtender als sein purpurnes Wams. Als er mit dem Beigeisener vorsichtig darüberfuhr, fühlte er, daß es weicher war als die samtene Blätter der Rose, die ihm im Gürtel steckte.

Seine Brust aber schloß sich wieder, und er zog sein Wams über die Narbe, damit niemand ahne, daß da drinnen sein Herz mehr schlägt.

Am Abend schlich er heimlich in den Wohnsaal der Prinzessin. Da stand ihr goldener Sessel vor dem Nähtischchen aus Rosenholz, und da lagen auch noch die Fäden des Nadelbuchs. Die Nadeln aber waren über den Estrich verstreut.

Er hob sie alle vom Boden auf und steckte sie in sein Herz. Das gab jedesmal einen tiefen Stich, aber er fühlte nichts davon, denn es lag ja nicht mehr in seiner Brust. Er legte es neben die silberne Schere und schlich davon. —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als da die Prinzessin morgens ihr goldenes Profatkleid anziehen wollte, um darin zur Kirche zu gehen, o weh, da war ein Riß darin. Ihn nähern zu lassen, dazu war nicht mehr Zeit. Sie flet also flugs an ihr Nähtischchen, um ihn zuzusticken. Als sie aber das rote Herz da liegen sah, blieb sie wie verzaubert stehen. „Wie schön!“ flüsterte sie endlich entzückt und wachte schüchtern das weiche Ding zu streicheln. „Wie schön!“

In der Kirche hatte sie heute wieder keine rechte Sammlung. Sie mußte immerzu an das Nadelbüchlein denken, und ihre Blicke wanderten unruhig die hölzerne Galerie entlang, dorthin, wo der blonde Page sah. Der sah Irnelin die ganze Kirchzeit über an, und er fand, daß ihre Augen noch schöner wären als ihr Haar und ihre Füße. Aber es ging ihm seltsam, er vermied etwas. Früher hatte es, wenn er sie ansah, in seiner Brust so wild gerast und gepocht, und es war ihm davon heiß zu Kopfe gestiegen. Heute aber blieb es still in ihm, und das kam daher, daß er kein Herz mehr in der Brust hatte. —

Am Nachmittage ließ ihn die Prinzessin zu sich befehlen. „Galt einmal eine Umfrage,“ sagte sie zu ihm, „wer mir wohl dies herrliche Nadelbüchlein geschenkt haben kann. Er hat mir damit eine sehr große Freude gemacht!“

Da lächelte der Page ein Weilchen stumm vor sich hin. Dann schlug er seine blauen Augen voll zur Prinzessin auf und sagte in tiefer Devotion: „Prinzessin, das Nadelbüchlein stammt von mir, — ich habe Euch mein Herz geschenkt!“

Da war's ihr, als ginge ein elektrischer Schlag durch ihren Körper. Da man aber damals noch nichts von Elektrizität verstand, so suchte sie eine andere Lösung, und sie fand sie auch. „Ich liebe dich!“ rief sie und stieg von ihrem Thronessel herunter, um dem Page an die Brust zu sinken. Aber der trat einen Schritt zurück und sagte: „Als ich das Herz noch auf dem rechten Fieße hatte, Prinzessin, da habe ich Euch auch geliebt. Doch schnitt ich mir's für Euch aus der Brust, und dabei habe ich die Liebe mit zerschnitten. Auch paßt es nicht für einen einfachen Page, eine Prinzessin zu küssen. Ich darf Euch doch nicht zu meiner Gemahlin machen. Wenn ich einmal eine Frau nehme, dann soll es die Tochter des Haushofmeisters werden. Sie kann Lebertnödel kochen, die sind mein Lieblingsgericht, und außerdem ist sie bescheiden; sie ist mit ihrem purpurnen Nadelbuche zufrieden. So hoffe ich, daß sie auch mein Herz nicht vermissen wird. Ehefrauen kümmern sich zum Glück ja selten um das Herz ihres Gatten.“

Damit ging der Page aus dem Saal.

Altenpegelins.

Von Karl Lütge.

Altenpegel stand mit dreien seiner neuesten Freunde vor einem großen Gartenlokal, allwo ein großes Konzert sehr viel feingepunkte Menschen anlockte. Altenpegel gedachte, dabei nicht zu fehlen, und erklärte dies den Freunden. Allein, da der Eintritt fünf Groschen kostete und Altenpegel Geld und Kredit nicht besaß, lachten ihn die Freunde aus und rieten ihm freundlich, Saumgast zu sein.

Aber Altenpegels Gesicht ging Schallkluft. „Und ich werde doch meine Stiefel neben die der feinen Leute da drin stellen! Leih' mir nur einer von euch Hut und Stod; dann läßt man mich ein!“

Da die Freunde dies nicht für möglich hielten, wettete man um fünf Groschen, die die drei Freunde gemeinsam gerade aufbringen konnten. Daraufhin nahm Altenpegel Stod und Hut einer der Freunde — er besaß solcherlei im Augenblick nicht — und begab sich in auffälliger Hast zur

Kasse. Hier sprach er: „Verzeihet gütigst — ein dringender Fall: ich muß einen Bekannten unbedingt sprechen; es hat sich ein Unglück ereignet, das er wissen muß. Laßt mich ein, ihn zu suchen —“

Da man widerstrebte, den nicht sehr vorteilhaft gekleideten Altenpegel auf diese Angaben hin einzulassen, erklärte dieser: „Ich lasse zum Zeichen, daß ihr mir vertrauen dürft, Hut und Stod bei euch zum Pfand!“

Sprach's und ging in den Konzertgarten. Stellte seine schmutzigen Stiefel neben die zierlichen feiner Damen, wie er's versprochen hatte und wandelte im Garten wie ein großer Herr. Bis man ihn entdeckte und an die frische Luft beförderte.

Da er nahezu eine Stunde dem Konzert beigewohnt hatte, so weigerte man sich an der Kasse, die zum Pfande hinterlassenen Gegenstände herauszugeben; es sei denn, Altenpegel bezahle die fünf Groschen Eintrittsgeld — und da anders Hut und Stod des Freundes nicht zu erlangen waren, mußte Altenpegel unter herzlichem Lachen der Freunde die durch die Wette gewonnenen fünf Groschen zum Auslösen von Hut und Stod dranzwenden.

Ein andermal besaß Altenpegel noch einen ganzen Pfennig, der zwar funkelnagelneu war, aber deshalb nicht mehr galt. Ungeachtet dessen betrat Altenpegel eine saubere Wirtsstube, grüßte höflich und fragte den dienstfertigen herbeilenden Wirt, ob er für sein gutes Geld Essen und Trinken erhalten könne.

Da der Wirt allen Anlaß hatte, für gutes Geld Essen und Trinken abzugeben, so bekam Altenpegel aufgetischt, was es an guten Dingen in der Wirtshaft gab. Als es aber dann, als Altenpegel satt war, ans Bezahlen ging, und Altenpegels gutes Geld sich als funkelnagelneuer Pfennig erwies, da ward der Wirt böse und schimpfte über Prellerei, gelobte, die Polizei zu holen und benahm sich im Gegenlaß zu seiner bisherigen Höflichkeit höchst ungeschliffen.

Altenpegel hörte scheinbar zernüchert zu; doch von Zeit zu Zeit blühte er aus dem geöffneten Fenster zu der gegenüber befindlichen Wirtshaft, an deren Fenster man das schadenfrohe Gesicht des feisten Nachbarwirtes sah. Der postlernde Wirt folgte Altenpegels Blicken, und als er die schadenfrohe Miene des Konkurrenten sah, da hielt er mit Schimpfen inne, überlegte etwas und sprach dann:

„Höre, auter Geselle: wenn du deinen Streich auch dort drüben bei meinem üblen Nachbar vollbringst, dann schenke ich dir, was du verzeihst hast und sollst, wenn du wiederkommst, noch eine Mahlzeit obendrein haben!“

Altenpegel war's zutrieben. Er zog über die Straße, begab sich in die andere Wirtshaft und sprach zu dem schadenfroh grinsenden Wirt:

„Ich habe mein Wort gehalten, Herr Wirt, und ihren Nachbar auch hereingelegt; nun haltet auch ihr euer Wort und laßt mich zum Lohn bei euch zu Abend essen.“

Altenpegel bekam, was er verlangte, und zog darauf zum neuen Wahl zur Konkurrenz, um auch hier vereinfachten Lohn zu heischen.

Gänsefüßchen.

Von Hans Gagen.

Ob du ließt: Ein guter Mensch.

Ob du ließt: Ein „auter“ Mensch.

Das ist ein himmelweiter Unterschied.

Zwei Hätchen vorn, zwei Hätchen hinten — — — und die Welt ist verändert.

Widerhätchen sind es, kleine unscheinbare Widerhätchen, die festfüßen, wo sie einmal Fuß gefaßt.

Gänsefüßchen, sie tänzeln durch die Zeitungen, sie lauchen da und dort auf, wie kleine, flinke Frühlingsschnecken.

Sie watscheln nicht daher, wie die Füße der Tiere, von denen sie ihren Namen haben; sie sind hurtig.

Wer sich fein und klug ausdrücken will, der sagt nicht: Ein schlechter Mensch, wenn er von einem, den er dafür hält, sprechen will, der sagt vielmehr: Ein „auter“ Mensch. Er hebt das Beiwort auf vikante Art aus dem Satz hervor, deutet gewissermaßen mit dem Finger darauf.

Gewißheit ist es noch nicht, wenn man schreibt: ein „auter“ Mensch. Man glaubt nur, daß der Betreffende schlecht ist, aber man weiß es noch nicht ganz sicher. Man hält sich ein Hintertürchen offen und kann nachher immer sagen: Ich habe recht gehabt, er war doch ein guter Mensch; ich habe es immer gesagt (und geschrieben). Es gab Zeiten, wo man die Gänsefüßchen nicht kannte, aber heute, heute kann man die Gänsefüßchen, dieses schriftliche Augenzwinkern nicht entbehren, heute nicht. . . .



Natürliche Kraftquellen.

Kann man Elektrizität aus der Luft gewinnen. — Wie groß ist die Energie des Rheinfallcs von Schaffhausen. — Wellenberge des Meeres von 20 000 Kilometer Länge. — Der Wind als Kraftquelle.

Die Frage, ob man Elektrizität aus der Luft direkt beziehen kann, wurde vor kurzer Zeit durch die angebliche Erfindung eines Ingenieurs Unruh erörtert, der einen Apparat gebaut haben wollte, mit dem man Elektrizität direkt aus der Luft gewonnen kann. Dieser Apparat konnte nicht wirksam gemacht werden, als die Gerichtskommission ihn prüfte. Darum ist aber nicht gesagt, daß ein solcher Apparat an sich eine Unmöglichkeit wäre, denn es läßt sich sehr wohl denken, daß die in der Luft enthaltene Elektrizität auf geradlinigem Wege gewonnen werden kann. Wir wissen, daß auch unsere Erde ein gewaltiger Elektromagnet ist. Da die elektromagnetische Kraft der Erde sich infolge der Leitfähigkeit der Luft in zehn Minuten um ein Zehntel ihres Betrages verringern müßte, so müßte das elektrische Erdfeld vollkommen in kurzer Zeit verschwinden, wenn es nicht immer neu geladen werden würde. Die Geo-Physiker Swann und von Schweidner haben die Vermutung aufgestellt, daß eine negative Strahlung in der Welt existieren müsse, die bis zur Erdoberfläche durchdringt. Professor Neerst nimmt an, daß die Sterne geringer Dichte und die jungen roten Riesensterne in der Nähe der Milchstraße eine besondere Art von Strahlung ausstrahlen, die bereits der Physiker Kohlhörster in seinen Versuchen auf der Bergtrau festgestellt hat. Es handelt sich um sehr harte Strahlen, die imstande sind, einen Bleimantel von 180 Zentimeter Stärke zu durchdringen, während z. B. die Röntgenstrahlen nicht einen Bleimantel von 1 Zentimeter Stärke durchdringen können. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese harte Strahlung zur Ladung des elektrischen Erdfeldes dient. Es müßte darum auch möglich sein, diese Elektrizität aus der Luft zu gewinnen und damit eine Kraftquelle zu erhalten, deren Größe ungeheuerlich und kaum ausdenkbar ist. Dieser Kraftquelle gegenüber verschwinden alle anderen vollkommen. Man hat bekanntlich die Energie der Wasserfälle benutzt. Die Niagaraströme sind fast vollkommen mittels Turbinen in den Dienst der Menschheit gestellt. Wir haben auch in Deutschland große Wasserfälle, die ungeheure Kräfte produzieren. Insbesondere in Bayern werden die Wasserkräfte bereits systematisch zur Herstellung von Elektrizität verwendet. Der Rheinfall bei Schaffhausen z. B. vollbringt eine Leistung wie ein Bergwerk, aus dem täglich 145 Tonnen Kohlen gefördert werden, da in jeder Sekunde 250 Kubikmeter Wasser 20 Meter tief hinabstürzen. Die gewaltigste Kraftquelle aber, wenn man von der Elektrizität der Luft und der Sonne absteht, birgt das Meer, wenn man imstande wäre, Flut und Ebbe der Gewinnung von Energie dienstbar zu machen. Es kreisen ständig um die ganze Erde zwei Wellenberge und Wellentäler, welche die ungeheure Länge von je 20 000 Kilometer haben. Die ungeheuren Wassermassen, die dadurch befördert werden, sind in Verbindung mit der Bewegungsenergie, die ihnen innewohnt, eine Kraftquelle, von unausdenklichen Dimensionen. Wir sind also, wie wir sehen, noch in den Kinderstufen der Ausnutzung natürlicher Kraftquellen, da es uns bisher weder gelungen ist, die Energie der Luft-Elektrizität, noch der Sonne, noch der Wasserberge zu verwenden. Was will es schon bedeuten, wenn durch Sonnenmaschinen Kraftwerke hergestellt werden, durch die 6000 bis 10 000 Liter Wasser in einer Stunde gehoben werden können. Gegenüber diesen Leistungen sind ja schon die Wind-Kraftmaschinen bedeutend, durch die man viel mehr Energie fördern kann, als durch die komplizierten Sonnenmaschinen.

Der Erdhobel.

Bisher war es im Tiefbau ein gebräuchlicher Scherz der Schachmeister, einen, der gar zu eifrig mit seinem Spaten die Böschungsfäche glatt schabte, nach dem Werkzeuglager zu schicken, um einen „Erdhobel“ zu besorgen. Aber heute ist eine Maschine gebaut, die sogar diesen Namen führt.

Erst in der allerneuesten Zeit beginnt man der maschinellen Ausführung von Erdbauarbeiten mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Mit dem Aufkommen der auf Raupenkettten laufenden Bagger ergab sich eine derartige Verein-

fachung des Überlandtransports solcher Ungetüme, daß man an ein und demselben Tage kilometerweit auseinanderliegende Arbeitsstellen nacheinander mit dem Bagger erledigen kann, während früher der Einfaß eines Baggers, sei es Eimerketttenbagger oder Kesselfbagger, nur dann möglich war, wenn die Erdmassenberechnung die langwierige Auf- und Abmontage rechtfertigte.

Eine der unangenehmsten Arbeiten im Erdbau ist das Abfeilen bereits untergrabener Felswände von oben und das Ausgleichen abgegrabener Flächen. Werden die überhängenden Teile nicht rechtzeitig abgeleitet, so bildet ihr Einsturz eine ständige Gefahr für die unten arbeitenden Leute; zu große Eile im Abfeilen ist aber wieder unwirtschaftlich. Das neueste ist nunmehr eine regelrechte Erdhobelmachine, die imstande ist, beim Abfeilen von Böschungen ebenso geregelte Arbeit zu liefern wie der Eimerketttenbagger. Im Gegensatz zu diesem ist sie aber imstande, auch in hartem steinigem Material zu arbeiten, wie in Schiefergruben u. a.; sie bildet also das Mittelding zwischen Kesselfbagger und Eimerbagger. Konstruktiv ist sie als eine ins ungeheure übertragene Ketten-schrämmmaschine anzusprechen, wie wir sie aus den Kohlen-gruben kennen. Sie vermag Böschungen bis zu 25 Meter hinauf abzugraben. Ihr Arbeitsprinzip ist im allgemeinen so, daß ein aus Zahnplatten in weitem Abstand bestehender Gurt über ein aufrecht stehendes Dreieck geführt wird, dessen größte Seite an der abzufälschenden Wand liegt. Dabei wird aber die Schrämmkette nicht wie beim Eimerbagger von unten nach oben geführt, sondern umgekehrt von oben nach unten, ein anfänglich ungewöhnlich erscheinender Umstand. Doch diese Anordnung erleichtert das ohnehin schon schwer genug ausfallende Arbeitsgerüst, während bei umgekehrter Führung der Arbeitsdruck noch der Schwerkraft zuzuzählen wäre. Die von einem 70pferdigen Motor getriebene Hobelkette schabt das Baggergut nach unten in einen Trog und führt es in einer geschlossenen Rinne schräg nach oben zur Aufgebavorrichtung. Gerinne seitlich herausfallende Reste werden von einem dazu bestellten Arbeiter wieder in die Rinne geschaukelt. Zur Bedienung der elektrisch angetriebenen Maschine, wie sie von einer englischen Firma in mehreren Ausführungen gebaut wurde, sind drei Mann erforderlich. Diese sowohl wie der Hilfsarbeiter zum Schaufeln sind durch Schuttdächer gegen Steinschlag gesichert. Die Leistung an einer 25 Meter hohen Böschung beträgt etwa 100 m³ in der Stunde, wobei die Schneidkette mit einer Geschwindigkeit von 45 Meter in der Minute läuft. Die Maschine bewegt sich auf vier vier-räderigen Drehgestellen, die auf 45 kg/m-Schienen aufgesetzt werden. Der Fahrmotor nimmt eine Steigung von 1:20 noch mit einer Geschwindigkeit von 2 Meter in der Minute. Im Verlauf einer halben Stunde läßt sich die Maschine einmal um 360 Grad herum-schwenken.

Es dürfte von Interesse sein, zu erfahren, welche Bauarten unsere deutschen Baumaschinenfirmen diesem englischen Objekt entgegenzustellen haben.

Technische Neuigkeiten.

Keine Ölfeuerung auf englischen Bahnen. Die Versuche englischer Eisenbahngesellschaften, die Lokomotiven auf Ölfeuerung einzurichten, sind zum Abschluß gebracht. Es wird nun bekannt, daß ganz abgesehen von Zeitverhältnissen, die Ölfeuerung im englischen Eisenbahnbetrieb sich als gänzlich unwirtschaftlich herausgestellt hat. Die Strecken sind zu kurz und die Versorgung mit Brennstoff zu kostspielig. Die Gesellschaften werden sich jetzt damit begnügen, eine Anzahl Maschinen zu unterhalten, im ganzen ungefähr 300, die in Fällen eines Kohlenstreiks Benutzung finden sollen. Pläne auf Gesamtumstellung der Bahnen oder auch nur auf teilweise Umstellung auf Ölfeuerung können als aufgegeben betrachtet werden.

Eine wichtige Erfindung für Aluminium-Flugzeuge. Bisher mußte man davon Abstand nehmen, für Wasser-Flugzeuge in größerem Umfange Aluminium zu verwenden, da dieses stark der Gefahr der Zersetzung (Korrosion) durch Meerwasser ausgesetzt war. Nach dem Bericht der Britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften haben zwei englische Ingenieure Bengough und Sutton ein Verfahren erfinden, das auf elektrischem Wege das Aluminium mit einer dünnen Schicht seines Oxids oder Hydroxids überzieht. Dies Verfahren soll ohne Beeinträchtigung der Festigkeit des Metalls weitgehend gegen Korrosion schützen.